

Marie NDiaye

Mein Herz
in der Enge

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1464 der Bibliothek Suhrkamp

Marie NDiaye

Mein Herz
in der Enge

Roman

Aus dem Französischen von
Claudia Kalscheuer

Suhrkamp Verlag

Titel der Originalausgabe:
Mon cœur à l'étroit
© Éditions Gallimard, 2007

© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und
Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf
in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere
Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2011

ISBN 978-3-518-22464-9

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Mein Herz
in der Enge

Kapitel 1

Wann hat alles angefangen?

Angefangen hat es mit dem Eindruck, daß man mich manchmal schief ansieht. Haben sie wirklich etwas gegen mich?

Als ich es eines Abends beim Essen wage, diese Veränderung Ange gegenüber anzusprechen, antwortet er nach einem kurzen, verschämten oder verlegenen Zögern, er habe sich selbst betreffend das gleiche bemerkt. Er sieht mich fest an und fragt, ob ich glaube, daß seine Schüler ihm etwas vorzuwerfen haben oder daß sie durch ihn hindurch mich meinen, da sie ja genau wissen, daß ich seine Frau bin.

Die Frage wirft mich aus der Bahn. Was habe ich denn getan, und wem?

Anges Augen sind voller Sorge um mich. Er wünschte, ich würde ihm sagen, die finsternen Blicke seiner Schüler seien auf ihn und nur auf ihn gemünzt und sogar die mich treffenden Blicke meiner eigenen Schüler gingen eigentlich an seine Adresse.

Doch was hat Ange seinerseits getan, und wem? Ist er nicht ein geachteter Grundschullehrer, ist er nicht ein diskreter und in jeder Hinsicht ehrenwerter Mann?

Wir beenden unser Abendessen schweigend, beide im Bewußtsein der Ängste, die dem anderen im Kopf herumgehen, doch ohne daß einer sich traute, offen darüber zu reden, denn wir sind an Frieden und Harmonie, an ein unmittelbares Verständnis von allem, was um uns herum vorgeht, gewöhnt, und daher ist unsere eigene Angst uns in gewissem Sinne zuwider, wie etwas Ungehöriges.

Kapitel 2

Man weiß es nicht

Die Mütter drücken ihre errötenden Kinder fest an ihren Bauch, wenn ich vor der Schule ankomme. Die Not und die Verlegenheit meiner Schüler schnüren mir das Herz zusammen. An was für eine Schändlichkeit müssen sie plötzlich glauben, überlege ich, daß sie es nicht mehr wagen, zu mir hochzublicken, wo wir uns doch bisher so gut verstanden haben?

Verstört frage ich mich: Was hat man ihnen erzählt?

Ich war immer davon ausgegangen, daß ein schlechter Ruf nie vollkommen ungerechtfertigt ist und daß zwar die Reaktionen auf ein zwielichtiges Renommee unverhältnismäßig, dumm und böse sein können, ihr Auslöser jedoch selten aus der Luft gegriffen ist.

Man ahnt immer, wessen man beschuldigt wird, dachte ich. Man ahnt es immer, dachte ich. Doch jetzt muß ich zugeben, und ich bin mir meiner Anmaßung, meiner Torheit so sehr bewußt, daß mir die Stirn glüht: Es ist mir unmöglich, die Gründe, warum Ange und ich in der Schule derart geächtet werden, auch nur ansatzweise zu erraten.

Es ist mir unmöglich. Und Gott weiß, daß ich danach suche, Gott weiß, daß auch Ange nachts danach sucht und sich herumwälzt und weiter sucht und sich wieder herumwälzt, statt sich den für unsere Aufgabe als geduldige, pflichttreue, unermüdliche Lehrer notwendigen Schlaf zu gönnen. Ich ahne, daß Ange ebensowenig wie ich ein nachvollziehbares Motiv findet, doch wir sprechen diese Frage nie wieder an, aus Angst, ihr durch die Worte eine bedrohliche Realität zu verleihen.

Wir fühlen uns unschuldig, doch wir schämen uns.

Kapitel 3

All die guten Jahre

Seit fünfzehn Jahren arbeiten wir an dieser Schule. Wir lieben den Geruch der Gänge, wenn wir morgens, noch allein, unsere wohlgeordneten Klassenzimmer aufschließen und die saubere Tafel, der glänzende Boden, all die so widerstandsfähigen und ausdauernden Gegenstände bescheiden auf uns warten, wenn all diese ruhige Beständigkeit uns gewissermaßen ins Gesicht springt und freundlich daran erinnert, wer wir sind.

Seit fünfzehn Jahren arbeiten wir dort, zuerst als bloße Kollegen, dann als Ehepaar, denn Ange ist mein Mann, und ich, Nadia, bin seine Frau.

Unsere Klassen liegen nebeneinander, und wir haben ganz selbstverständlich zusammengefunden, ohne die Dinge zu überstürzen, aber auch ohne so zu tun, als wollten wir das Unvermeidliche aufhalten. Wir lieben unsere Schule beide mit einer Leidenschaft, die nur von wenigen Gleichgesinnten verstanden werden kann. Ist diese Leidenschaft, so frage ich mich, unter ihrem Deckmantel der Ergebenheit nicht zu hochmütig? Verdient sie es nicht, bestraft, behindert und auf ein geringeres Maß von Hingabe an die Arbeit zurückgestutzt zu werden?

Ohne besondere Überzeugung sage ich mir, daß darin vielleicht die Ursache für die plötzliche Abneigung liegt, die Ange und ich unseren Schülern, ihren Eltern, der Frau Direktorin und unseren Nachbarn einflößen. Wir haben es an Demut fehlen lassen. Wir waren vor lauter guten Absichten blind.

Aber ist das denn ein so großes Vergehen?

Kapitel 4

Man muß durchhalten

Ohne ihn zu beachten, überhole ich einen kleinen Mann, der langsam den Bordstein entlanggeht.

»Nadia!« ruft er mit schwacher Stimme.

Es ist Ange, mein Mann. Er hat sich die Lehrermappe fest unter den Arm geklemmt und drückt sie sich sorgsam gegen die Rippen. Wir gehen zusammen weiter bis zu unserem Haus in der Rue Esprit-des-Lois, und ich bemerke, daß ich mich bremsen muß, um Ange nicht abzuhängen. Wir sprechen nicht. Wir trauen uns nicht mehr, einander zu fragen, ob wir einen guten Tag hatten, denn wir wissen genau, daß dem nicht so sein kann. Also sprechen wir nicht und gehen mit gesenktem Kopf voran, den Blick auf den Boden gerichtet, um nichts um uns herum wahrzunehmen, was uns beleidigen oder in Verlegenheit bringen könnte, denn es ist noch quälender, derartige Kränkungen, denen man erfahrungsgemäß nur mit schmerzlichem Schweigen begegnen kann, zu zweit zu hören als allein.

Es ist kalt. Nun beeil dich doch, möchte ich zu Ange sagen, aber ich sage nichts. Trotz der Kälte hat er seine Jacke offengelassen. Sein Hemd ist nicht bis obenhin zugeknöpft. Für gewöhnlich zeigt sich Ange, mein Mann, niemals nachlässig, weder in seiner Erscheinung noch in seinen Handlungen. Doch aus Angst, Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen, sage ich nichts.

Im Verlauf dieser Wochen, in denen sich das Verhalten unserer Umgebung so gründlich geändert hat und von respektvollem Wohlwollen in eine Art verächtlicher Abscheu umgeschlagen ist, habe ich ungefähr zu verstehen gelernt, welche Umstände notwendig sind, um den einen oder anderen Aspekt dieses Verhaltens hervorzurufen. So habe ich etwa den Eindruck, daß uns auf der Straße nichts geschehen wird, solange wir schweigen. Gewiß, auch dann treffen uns unverhohlen gehässige Blicke, als wären wir herumschnüffelnde, derart häß-

liche Hunde, daß man sie nur voller Groll betrachten kann. Aber mehr passiert nicht. Wir werden gesehen und mit Mißbilligung bedacht, wie räudige Hunde.

Ich drehe mich zu Ange um und flüstere: »Beeil dich, es ist so kalt.«

Er keucht. Trotz der Kälte steht ihm der Schweiß auf der Stirn. Er drückt seine Mappe an sich und verzieht das Gesicht, ohne jedoch schneller zu werden.

»Hast du Angst, daß man sie dir entreißt?« frage ich und deute mit dem Kinn auf die Mappe.

Ein großer junger Mann, der uns entgegenkommt, hört den Klang meiner Stimme. Sein Gesicht ist so einnehmend, so vollkommen sympathisch, daß ich nicht sofort daran denke, vorsichtig zu sein. Ich deute sogar ein leichtes Lächeln an und vermeide es lediglich, ihm in die Augen zu sehen. Ange ist inzwischen der einzige Mensch, dem ich richtig ins Gesicht schauen kann, obwohl auch das immer seltener vorkommt, wegen der Verlegenheit, die uns beide angesichts unserer verängstigten Augen überkommt, denn der Schrecken des einen spiegelt sich im Auge des anderen und macht uns trostunfähig – er hindert uns daran, Trost zu spenden wie auch zu empfangen. Sogar meine kleinen Schüler beobachte ich nur noch verstohlen, und wenn ich sie anspreche, halte ich den Blick auf ihr Ohr oder ihren Hals gerichtet.

Der junge Mann bleibt auf meiner Höhe stehen. Er beginnt sich die Hände an den Oberschenkeln zu reiben und fragt belfernd: »Was ist? Was ist los?«

»Nichts«, sage ich.

Die Kälte dringt unter meinen Kragen. Ich spüre, wie sie mir den Rücken hinabkriecht und meine Lider sich zusammenkneifen. Ein plötzlicher Harndrang zieht mir den Unterleib zusammen. Er spricht weiter: »Du hast mich angeschaut? Du hast mich angelächelt? Mit welchem Recht lächelst du mich an, Miststück?«

In seinen hübschen, länglichen Augen steht eine Furcht, die mich überrascht. Sie beruhigt mich nicht. Im Gegenteil, sie verstärkt meine eigene Angst noch.

»Ich weiß nicht«, sage ich. »Verzeihung, Verzeihung. Wirklich«, sage ich, »ich weiß es nicht.«

»So so, verdammt noch mal, du weißt es nicht«, sagt er.

Er macht einen halben Schritt auf mich zu. Seine Lippen sind blau vor Kälte und Zorn. Zwischen ihnen dringt ein dichter Dampf hervor, dessen Wärme ich jetzt auf meinem Gesicht fühlen kann. Er neigt den Kopf zurück, läßt ihn plötzlich wieder vorschnellen und spuckt mir auf die Stirn. Ich trage einen Pony, und die Spucke macht meine Haare naß. Ist nicht schlimm, sage ich mir, nur ein bißchen nasse Haare, ist nicht schlimm.

Ich presse die Beine fest zusammen, halte meinen Blick auf Brusthöhe des jungen Mannes an und sehe, wie diese Brust, die in einem enganliegenden roten Pulli steckt, sich hebt und senkt, bewegt von einer Angst, die kaum weniger heftig ist als meine eigene. Wovor hat er Angst, frage ich mich, wovor hat er Angst? Die Brust weicht langsam zurück, sie entfernt sich, bis sie aus meinem Gesichtsfeld austritt.

Hinter mir höre ich die Schritte von Ange, meinem Mann, die schwerfällig wieder einsetzen. Aha, sage ich mir, Ange ist also stehengeblieben. Er hat abgewartet, bis der Streit, dessen Ursache ich nicht kenne, dessen Wirkung ich jedoch auf meiner eiskalten Stirn spüre, zu Ende war, der Streit mit diesem jungen Mann in dem einfach gestrickten roten Pulli, genau so einem, wie ich sie früher für meinen Sohn strickte, um dessen schmale Brust in eine rote, liebende und wärmende Wolle zu hüllen. Ange hat recht daran getan, sich abseits zu halten, sage ich mir. Was bringt es, der Wut und der Angst von breitschultrigen, grobprankigen jungen Männern die Stirn zu bieten?

Ich gehe weiter, ohne mich umzudrehen, aus Rücksicht auf unsere gemeinsame Scham. Es ist kalt. Ich denke wieder daran,

daß Ange trotz der Kälte weder seine Jacke noch die oberen Knöpfe seines Hemdes geschlossen hat.

Die Straße, in der wir leben, ist ruhig und vor allem von pensionierten Lehrern bewohnt, die wir, Ange und ich, aus Gewohnheit mit einer gewissen Arroganz betrachten, denn wir widmen uns unserer Aufgabe mit großer Begeisterung, und daß man sich damit abfinden kann, auf diese Aufgabe zu verzichten und geruhsam weiterzuleben, erstaunt uns und kommt uns suspekt vor.

»Ihr Armen, Ihr Armen«, flüstert er, als ich vor seinem Fenster im Erdgeschoß des Hauses vorbeigehe.

Die gleiche Worte hat er schon heute morgen gewispert, als Ange und ich zur Arbeit aufgebrochen sind. Ich bleibe stehen und frage: »Was soll das?«

Ich füge noch hinzu: »Also wirklich, wie können Sie es wagen, so mit uns zu sprechen?«

Ich fühle mich von dem aufgesetzten, klebrigen Mitgefühl dieses Kerls, den wir nicht schätzen, belästigt. Dennoch bleibe ich trotz der Kälte stehen und richte einen strengen Blick auf die Wange des Nachbarn. Ange hat mich eingeholt. Er schnauft laut. Ich sage zu ihm: »Er will mir nicht erklären, warum er es für richtig hält, uns morgens und abends zu bemitleiden, es ist zum Aus-der-Haut-Fahren.«

»Ach, was soll's«, antwortet Ange völlig außer Atem.

Und als der Alte ihn mit einem so tiefempfundenen Mitleid betrachtet, daß es ihm die Tränen in die Augen treibt, straft Ange die Schultern und kneift ernst die Lippen zusammen.

»Ach, Ihr Armen«, wiederholt der Alte, als würde sein Mitgefühl durch Anges Bemühungen, dieses zu ersticken, noch geschürt.

Ohne Gruß öffne ich die Tür des Hauses und gehe die zwei Stockwerke zu unserer Wohnung hoch. Weit hinter mir kann ich Anges schweren, keuchenden Atem hören, und ich sage mir, daß ich auf ihn hätte warten sollen, um ihm hinaufzuhel-

fen, um ihm seine Mappe zu tragen und ihn zu stützen, doch die Furcht zu entdecken, was den robusten Mann, der Ange bisher in allen Lebenslagen war, plötzlich derart schwächt, hält mich davon ab, ihm zu Hilfe zu kommen.

Ich sage mir: Ange braucht niemanden. Es ist kalt, und er macht sich nicht einmal die Mühe, seine Jacke und sein Hemd zuzuknöpfen, sage ich mir, denn er hat eine eiserne Konstitution.

Ich beginne in unserer gemütlichen kleinen Wohnung auf und ab zu gehen und so zu tun, als wäre ich beschäftigt, und als Ange endlich hereinkommt, blicke ich nicht auf. Ich kann nur hören, wie schnell er atmet, mit einem pfeifenden Geräusch, wie das, das Schnarcher im Schlaf von sich geben. Ange läßt sich in einen Sessel fallen. Die Mappe gleitet auf den Boden. Er breitet die Arme aus und läßt seinen Kopf langsam auf die Lehne zurücksinken.

»Was ist denn los?« frage ich erschrocken – ich ahne dunkel, worum es sich handelt und welcher Art das Unglück ist, das uns heimsucht, aber ich versuche, so gut es geht, durch Fragen und Gebärden (ich wiederhole: »Was ist denn?« und führe langsam die Hände zu meinen Wangen) den Augenblick aufzuschieben, da ich nicht mehr werde tun können, als wüßte ich nicht Bescheid, als hätte ich nicht verstanden.

In Anges Hemd, etwa auf Höhe der Leber, ist ein blutiges Loch gerissen.

»Mein Liebling«, sage ich, »mein Liebling.«

Ich bin es nicht gewöhnt, Ange so zu nennen, denn ich bin eher zurückhaltend und schweigsam veranlagt. Aber ich sage weiter: »Mein Liebling, mein Liebling«, und drücke und quetsche meine Wangen, während ich nähertreten will, jedoch unfähig bin, meine Beine zu bewegen, und nur wiederholen kann, was ich normalerweise nie sage: »Ange, ach, mein Liebling.«

Kapitel 5

Wie kommt es, daß ich nicht Bescheid weiß?

»Ihr müßt kommen«, sage ich.

Und sie kommen sofort, pragmatisch, tüchtig, beide groß und kräftig wie Ange, dazu jedoch von einer Lebendigkeit erfüllt, deren beständige Erneuerung sich vom Wogen der langen, klimpernden indischen Röcke zu nähren scheint, die sie, gleichgültig gegen alle Moden, seit ihrer Jugend tragen. Ihre Gesichter ähneln sich, und ich verwechsle ihre Vornamen oft.

Sie knien sich neben ihren Vater, besorgt und angespannt, doch ohne die geringste Überraschung oder Verstörung an den Tag zu legen, als befänden sie sich, wie ich mir ratlos sage, in einer vorhergesehenen, bereits bedachten, beinahe einstudierten Situation. Ich sage mir, daß sie das, was sie gerade erleben, ohne jeden Zweifel geübt haben müssen. Aber wie ist das möglich, gemessen an meiner eigenen vollkommenen Ahnungslosigkeit, meiner Verständnislosigkeit?

Ich murmele, daß Ange sich weigert, sich ins Krankenhaus bringen zu lassen – deshalb habe ich sie gerufen.

»Es ist unvernünftig«, sage ich mit einem fassungslosen kleinen Schulterzucken.

»Im Gegenteil, es ist sehr vernünftig«, sagt diejenige, die Gladys heißen muß.

»Es kommt nicht in Frage, daß er ins Krankenhaus geht«, sagt die andere, wahrscheinlich Priscilla.

Sie wirft mir einen erstaunten, eine Spur empörten Blick zu.

»Also wirklich«, sagt sie, »im Krankenhaus wird man ihm doch nur allen möglichen Ärger machen.«

»Was denn für Ärger?« frage ich mechanisch nach.

Tatsächlich lege ich in diesem Moment keinen Wert darauf, es zu erfahren.

»Was sollen wir tun?« füge ich schnell hinzu.

Umsichtig und tüchtig machen sich Anges beide Töchter um

den Sessel herum zu schaffen, in dem Ange still und wachsam ruht. Er hört uns zu und starrt uns an, ohne auch nur so zu tun, als wäre er zu schwach, um seine Meinung zu sagen. Er spart es sich aus anderen Gründen, sie zu äußern.

Ich halte mich ein paar Schritte abseits, und obwohl es mir selbstverständlich und notwendig erscheint, mich an den Pflegemaßnahmen zu beteiligen, die Gladys und Priscilla Ange zuteil werden lassen, rühre ich mich nicht. Die Finger meiner beiden Hände kneten sich auf Bauchhöhe ineinander. Ich begnüge mich damit, Ange jedesmal, wenn unsere Blicke sich begegnen, anzulächeln. Ange lächelt dann verkrampft und leidend zurück.

Ich fühle seine Scham so deutlich wie meine eigene, wie einen einzigen Strom, der uns alle beide mitreißt, ein paar Sekunden losläßt und dann gemeinsam wieder ergreift, ohne uns deshalb zu erlauben, einander zu berühren, einander zu umarmen. Unter meinen Füßen höre ich leise die vertrauten Geräusche der Nachbarn.

»Es ist Essenszeit«, sage ich.

»Bring uns lauwarmes Wasser, Mullkompressen und Alkohol«, sagt Gladys.

»Mein Gott, ich glaube, es sind keine Mullkompressen mehr da«, sage ich.

Tränen schießen mir aus den Augen.

»Lauf in die Apotheke und hol welche«, sagt Priscilla.

»Ich kann die Nachbarin fragen«, sage ich.

»Es ist nicht mehr an der Zeit, irgend jemanden nach irgend etwas zu fragen«, sagt Gladys oder Priscilla. »Geh welche kaufen, schnell.«

Ich ziehe meinen Mantel wieder an und gehe in die inzwischen finstere Kälte hinaus. Ich tripple zur Apotheke, stolpernd und unzusammenhängendes Zeug vor mich hin murmelnd. Ich höre das vertraute Läuten, das muntere Sieben-Uhr-Glockenspiel, das uns noch vor kurzem einfach nur freundschaftlich verkün-

dete, daß es Zeit war, mit den Unterrichtsvorbereitungen für den nächsten Tag aufzuhören, um an einem ersten Gläschen guten Weines zu nippen (und Ange sagte dann immer: »Ist das nicht die köstlichste Minute?«, mit einer Koketterie, die ich nachempfand und verstand und liebte, denn wir wußten beide, daß unsere Arbeitstage aus nichts als köstlichen Minuten bestanden, unter denen wir keine beste hätten auswählen können), und nun läuten die freundlichen Glocken und ich taumele über den vereisten Gehweg, die Augen zu Boden gerichtet, und murmele unkontrolliert: Was geschieht uns, was geschieht uns, und ich fühle, wie ich mir selbst so fremd werde, daß ich unmöglich sagen kann, welche Bilder von uns beiden wirklich sind – die Bilder von Ange und mir, wie wir im Frieden unseres reinen Gewissens unseren täglichen Aperitif trinken, oder die, wie wir beide an diesem Abend durch Unheil und Wirrsal voneinander getrennt sind –, so unwahrscheinlich kommt es mir vor, daß ein und dieselbe Wirklichkeit diese beiden Situationen einschließt.

Ich bleibe stehen, um den Glocken zu lauschen und zu Atem zu kommen. Die Straße ist menschenleer, der Nordwind fegt hindurch.

Der Wind grollt und überdeckt das Geläute der Glocken, die ich noch zu hören glaube, als sie wahrscheinlich längst aufgehört haben zu schlagen.

Ich setze mich wieder in Bewegung. In meinem erstarrten Gesicht spüre ich die kalte, scharfe Fassung meiner Brille. Ich biege in den Cours de l'Intendance ab, und obwohl auch dort niemand ist, halte ich den Blick aus Gewohnheit weiter gesenkt – eine so schnell angenommene Gewohnheit. Meine Brille rutscht. In regelmäßigen Abständen schiebe ich sie mit einem Finger wieder hoch und spüre dabei die Kälte der Metallfassung, die beschlagenen Gläser, die gegen meine tränen-nassen Wimpern stoßen.

Kapitel 6

Eine Apothekerin dreht und windet sich

»Eine Packung große Mullkompressen, ich bitte Sie«, sage ich, als wäre es nicht sicher, daß man mein Geld annehmen kann.

Ich zeige die Scheine, indem ich meine Brieftasche weit aufhalte und in Richtung Kasse strecke.

»Keine Sorge«, sagt sie mit einschmeichelnder Stimme.

Ich blicke kurz zu ihr auf. Ich kenne sie. Ich bin die einzige Kundin, und in der wohlriechenden Wärme, im Duft von Honigbonbons und milchiger Creme, im freundlichen Dunst von Sachverstand und Präzision erlaube ich mir, in meiner Wachsamkeit etwas nachzulassen. Ich sehe ihr direkt ins Gesicht, so wie ich es früher zu tun pflegte. War ihr Kind, das ich vor ein paar Jahren in meiner Klasse hatte, ein Junge oder ein Mädchen? *Zahllose hübsche und aufmerksame Gesichter, kindliche Perfektion in Hülle und Fülle, die in meinem Gedächtnis zu einem einzigen abstrakten, sanften, in Grautönen gehaltenen Gesicht verschmilzt.*

Und diese Mutter, war sie damals eher umgänglich oder schwierig? Ihre dunklen Augen mustern die meinen. Wehmut, ein mich betreffendes Bedauern, lassen sie noch schwärzer erscheinen.

»Ich weiß, was geschehen ist, und ich billige es nicht«, sagt sie.

Sie rührt sich nicht, als erscheine es ihr in diesem Augenblick angebrachter, mit mir zu reden, als mich zu bedienen. Draußen weht der Wind in Böen, die von da, wo ich auf den Ladentisch der Apotheke gelehnt stehe, nicht zu hören sind, aber ich kann durch das Schaufenster sehen, wie dürre Blätter und Papierfetzen alle in eine Richtung wirbeln. Ange und seine Töchter warten auf mich, und die beiden letzteren, die ich erst als Erwachsene kennengelernt habe, versuchen vielleicht vergeblich,

das Blut, das ihrem Vater aus der Seite quillt, aufzufangen, erstaunt und vielleicht besorgt darüber, daß ich noch nicht mit den Kompressen zurück bin.

Doch sie rührt sich nicht, sie steht breit, mächtig, feierlich da. Die Sympathie, das Bedürfnis zu überzeugen und sich zu rechtfertigen, lassen sie vor mir erstarren, in einer Mischung aus Kummer und Erleichterung. Sie war darauf gefaßt, mich hier zu sehen, sage ich mir unbehaglich, hat jedoch ebenso sehr gefürchtet, mich nicht zu sehen.

»Man hat mir erzählt, was sie mit ihm gemacht haben«, sagt sie. »Oh, nein, ich bin wirklich nicht einverstanden mit alledem. Was bleibt uns denn noch, nicht wahr, wenn selbst die Lehrer, die guten Lehrer wie Sie und Ihr Mann ...«

Vor Zorn und Mitgefühl versagt ihr die Stimme. Sie hat aufgehört, mich anzuschauen. Leicht besorgt beobachtet sie die Glastür, durch die man die trostlose Avenue sehen kann, auf der in regelmäßigen Abständen mit einem Zischen die nagelneue Straßenbahn vorbeifährt, hell erleuchtet und beinahe leer. Ich strenge mich an, ruhig zu sprechen, und sage: »Meine Stieftöchter wollen ihn lieber nicht ins Krankenhaus bringen, deshalb bräuchte ich eine große Packung Kompressen.«

»Nein, nein, natürlich soll er nicht ins Krankenhaus«, sagt sie und verzieht erschrocken das Gesicht. »Wenn er ins Krankenhaus geht, oh, dann weiß ich nicht, in welchem Zustand Sie ihn wiederbekommen, wenn Sie ihn überhaupt wiedersehen, sie werden Ihnen sagen, daß er ihnen unter den Fingern weggestorben ist und sie ihn so schnell wie möglich einäschern mußten, und Sie werden genau wissen, daß das nicht die Wahrheit ist, aber was werden Sie tun können, was werden Sie tun können. Nicht ins Krankenhaus. Er wird nicht ordentlich behandelt werden.«

»Jetzt muß ich zurück und mich um meinen Mann kümmern«, sage ich.

Ich spüre erneut, wie mir die Tränen in die Augen steigen.